

Die hohe Kunst des Wartens

Von Alexander Osang

Es ist immer seltsam, wenn sich Reporter treffen. Die meisten Reporter, die ich kenne, fühlen sich wohl, wenn sie beobachten und zuhören können, in fremden Leben versinken wie in einem weichen Sofa. Das funktioniert nicht so gut, wenn sie einem anderen Reporter gegenüber sitzen. Begegnungen zwischen Reportern sind oft zu still oder zu aufgekratzt, weil sich alle gegenseitig und auch selbst beobachten, betasten und befragen. Alles, was ein Reporter sieht oder hört ist Material für die große, universelle Geschichte. Es ist leichter, sich mit Kritikern zu treffen, mit politischen Korrespondenten oder mit Leitartiklern, denn sie sind voller Meinung und hören deswegen nicht so gern zu. Reporter aber haben keine Meinung oder haben noch keine Meinung. Reporter sind unsicher, ängstlich, verletzlich, haltlos, sie suchen. Es entstehen beängstigend lange Pausen in Gesprächen unter Reportern oder gar keine. Vielleicht ist es ähnlich, wenn ein Friseur zum Friseur geht oder ein Zahnarzt zum Zahnarzt oder ein Therapeut zum Therapeuten. Man erkennt die Recherchemethoden des anderen, die kleinen Kunststückchen und Macken, das übergroße Interesse, das ermunternde Lächeln, das Zurückhalten einer eigenen Meinung, und manchmal erkennt man sich selbst.

Und so gehe ich Reportern meist aus dem Weg.

Den großen amerikanischen Reporter Gay Talese traf ich im Sommer des Jahres 2000, weil ich für das inzwischen eingestellte Magazin SPIEGEL-Reporter einen Text über die Grenzlinie zwischen Journalismus und Literatur schreiben sollte. Talese wandelte seit etwa 50 Jahren auf dieser Linie. Er schrieb Reportagen, die wie Kurzgeschichten klingen. Texte, deren Helden durch Existenzkrisen gehen, Verliererporträts. Verlierer haben oft mehr Zeit als Gewinner, und Zeit ist der Schlüssel zu Taleses Reportagekunst. Gay Talese nennt seine liebste Recherchemethode: "The fine art of hanging around".

Die hohe Kunst des Wartens.

Talese trug kurze Hosen, ein Poloshirt, Turnschuhe und hatte einen Tennisschläger in der Hand, als ich ihn zum ersten mal sah. Er bat mich in das Wohnzimmer seines Sommerhauses in Ocean City, der Kleinstadt an der Küste von New Jersey, wo er aufwuchs und in die er für seine Geschichten oft zurückkehrt. Ich hatte über Ocean City gelesen, über die Nachmittage in der Schneiderei seiner Mutter, wo der kleine Gay unterm

Ladentisch die Gespräche der Frauen belauschte, über das Leben italienischer Einwanderer der ersten Generation, über Taleses Abschied von dem New Jersey seiner Kindheit und Jugend. Heute verbringt er dort nur noch die Sommertage. Wir liefen durch das helle Wohnzimmer, auf dem Flügel standen schwarz-weiß-Fotos, die ihn mit Familienmitgliedern und ein paar prominenten Freunden zeigen, es gab hohe Bücheregele und eine kleine Bar. Es war ein Sonnabendnachmittag am Meer. Talese mixte mir einen Drink, dann ging er zu einem Tennisspiel mit einem chinesischen Kollegen. Ich sollte mich wie zuhause fühlen, sagte er. Ich ging mit meinem Gin Tonic durch das Wohnzimmer, sah mir die Bücherrücken an und die Fotos, nach einer halben Stunde begann ich mich ein wenig unwohl zu fühlen, vergessen irgendwie. Ich stellte mein Glas in die Hausbar zurück und lief durch die kleinen Straßen des hübschen Badeortes zum Tennisplatz. Es waren mehrere Hartplätze, umgeben von einem Maschendrahtzaun. Ich stellte mich an den Zaun. Talese sah mich sofort, gab aber kein Zeichen.

Er wirkte auch in seinen Tennissachen erstaunlich sorgfältig gekleidet, er schwitzte kaum und hatte seine Socken straff hochgezogen. Er schlug den chinesischen Kollegen, der etwa 30 Jahren jünger war als er, in zwei Sätzen. Aber ich war mir nicht ganz sicher, ob der Chinese mit vollem Einsatz gespielt hatte. Wir gingen gemeinsam zurück zum Haus. Talese stellte mir seine Frau vor, die das Abendessen vorbereitete, er zeigte mir seinen Arbeitsraum und sein Fitnessstudio, dann ging er duschen und zog sich um. Zum Abendessen kam neben dem chinesischen Journalisten und seiner Frau noch ein amerikanischer Fernsehjournalist und dessen Sohn. Wir redeten über Bill Clinton, den Platz des Himmlischen Friedens und die Probleme bei der deutschen Wiedervereinigung. Als das Dessert serviert wurde, war es fast elf.

Ich wurde ein bisschen nervös, weil wir zwar über chinesische und ostdeutsche Mauern geredet hatten, aber immer noch nicht über die Grenzlinie zwischen Journalismus und Literatur, ich musste noch in der Nacht zurück nach New York. Talese bot mir an, in seinem Gästezimmer zu schlafen, aber ich hatte am nächsten Tag einen Termin mit einer kanadischen Astronautin.

“Sie machen vielleicht ein bisschen zu viel gleichzeitig, mein Junge”, sagte er, lächelte, aber er nahm sich seinen Drink, suchte sich eine Zigarre aus und führte mich in den Garten.

Ich stellte mein kleines Diktiergerät auf den Gartentisch, Talese sah es an. Ich hatte gelesen, dass er Diktiergeräte nicht mochte, weil sie Situationen zerstören, weil sie für die Hatz und Oberflächlichkeit standen, für den Irrtum, mit ein paar Originaltönen, die jemand auf ein Band spricht, irgendetwas Originelles einzufangen. Wie Telefone untergraben sie die Kunst des Interviews, sagte er. Talese schrieb seine Beobachtungen am liebsten auf kleingeschnittene Pappen aus einer Wäscherei.

Ich stellte ihm ein paar Fragen zum literarischen Journalismus und Talese begann, sie zu beantworten. Er erzählte mir, warum er nie die Namen der Helden in seinen Reportagen ändert, warum er lieber über einfache Leute schreibt, warum er keine Lust hat, fiktive Geschichten zu schreiben. Fast jede seiner Antworten führte ihn irgendwann zu einer chinesischen Fußballerin, die er seit etwa einem Jahr verfolgte. Lu Ying.

Die junge Frau hatte den entscheidenden Elfmeter im Weltmeisterschaftsfinale gegen die USA verschossen. Talese hatte das Spielende an einem verregneten Sonntagnachmittag 1999 in New York zufällig im Fernsehen gesehen, als er in der Werbepause eines Baseballspiels durch die Kanäle surfte. Er verstand nichts vom Fußball, aber das Mädchen faszinierte ihn. 90.000 Zuschauer saßen im Stadion. Er stellte sich hunderte Millionen Chinesen vor, die an ihren Fernsehern das Spiel verfolgten, Amerika gegen China, das war ja mehr als ein Fußballspiel, es war eine Schlacht, und China hatte sie verloren. Wie würde die kleine Chinesin das verkraften, fragte sich Gay Talese im Wohnzimmer seines Townhouses in der Upper East Side, während der Regen auf den Central Park fiel. All seine großen Texte handeln vom Verlieren, Stars wie Frank Sinatra, Joe Di Maggio, Joe Louis oder Peter O' Toole beschreibt er in tiefen Lebenskrisen, mittelalte Männer, die ihre besten Tage hinter sich haben. Letztlich schreibt man immer über sich selbst, glaube ich.

Er bot die Geschichte der chinesischen Fußballerin einem Freund von Time Warner an, aber der hatte kein Interesse. Ein Vierteljahr später, als er mit seiner Frau von einer Mittelmeerkreuzfahrt zurück kam, fiel ihm bei der Zwischenlandung in Frankfurt am Main das Mädchen wieder ein. Er hatte vier Stunden Aufenthalt, sein Frau blieb in Frankfurt bei der Buchmesse, und er begriff, dass ihn in Amerika eigentlich nichts erwartete. Er stornierte seinen Flug nach New York und flog stattdessen nach Peking, stieg im besten Hotel der Stadt ab und rief bei Nike an, dem Ausrüster der chinesischen Nationalmannschaft. Talese sprach kein chinesisches und hatte keine Ahnung von Fußball, der Nike-Chinese war ein Anfang. Talese blieb fünf Monate. Er sprach mit Sponsoren, Trainern, Funktionären, Spielerinnen, mit der Mutter und der Großmutter der 24-jährigen Fußballerin und schließlich mit ihr selbst. Er reiste der Mannschaft zu Spielen bis nach Portugal hinterher. Aber er hatte immer noch nicht den Kern der Geschichte erkannt, die er eigentlich erzählen wollte. Deswegen war er nach Amerika zurückgekehrt.

Er hatte in diesem Moment seit sechs Jahren nichts mehr veröffentlicht. Er hatte nur recherchiert, andere Geschichten, die auch zu keinem Ende führten, zu keiner Schlussfolgerung, wie er es nennt. Er hatte keinen Auftrag für die Recherche, er folgte seinen Interessen, weil er es sich leisten konnte. Talese hat mit seinen Büchern Millionen verdient. Es klang wie die traurige Geschichte eines alten Reporters, der an der Vermessenheit seines Berufes zugrunde geht. Es klang wie die Geschichte der ewigen Recherche. Und je länger er darüber redete, desto

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

gelangweilter schien Talese, am Ende wirkte er regelrecht genervt. Vielleicht lag es am Alkohol, vielleicht an der späten Stunde, vielleicht sogar an meinem Diktiergerät, zuallererst aber lag es wohl daran, dass sich die Geschichte seiner chinesischen Fußballerin verlor, auflöste. Es war jetzt kurz nach Mitternacht. Er beschwerte sich über die zunehmende Ungeduld unter Reportern, er mokierte sich über die Schreibwut seiner berühmten Kollegen Tom Wolfe, Norman Mailer und sogar über John Updike, der die Tinte nicht halten könne. Für einen Moment nur zeigte Gay Talese seine kühle, analytische, gefährliche Seite, die er sonst hinter seiner warmen Stimme, den weichen, fast weiblichen Gesten und den feinen Anzügen, Socken, Krawatten und Schuhen verbirgt. Eine Seite, die man im Gespräch mit ihm normalerweise nicht spürt, aber in seinen Texten.

Denn natürlich sind gute Reporter keine guten Menschen. Sie suchen nach biografischen Brüchen, an denen sie in das Leben ihrer Opfer schlüpfen können. Wie Vampire leben sie vom Blut anderer. Je älter der Reporter wird, desto klarer wird ihm das. Gay Talese war an diesem Abend 68 Jahre alt.

Eine halbe Stunde nach Mitternacht brachte mich das Ehepaar Talese zu meinem Wagen, seine Frau hatte ein paar Sandwiches für die Fahrt gemacht. Sie standen zusammen am Gartenzaun, als ich wegfuhr. Ich sah sie im Rückspiegel kleiner werden, und ahnte, dass ich vor Talese nicht bestanden hatte. Er hatte mich eingeladen, mit ihm herumzuhängen. Aber ich fuhr zum Interview mit einer kanadischen Astronautin, ich hatte mein Diktiergerät aufgebaut und The Fine Art Of Hanging Around verletzt. Ich konnte nicht warten, ich war in Eile.

Ein paar Wochen später traf ich Gay Talese in Sydney, Australien, wieder. Ich war dort, um für den SPIEGEL über die Olympischen Spiele zu berichten, Talese war seiner Fußballerin gefolgt, die im chinesischen Olympiateam war. Ich rief ihn an, vielleicht, weil ich einen anderen, besseren Eindruck in ihm hinterlassen wollte.

Talese wohnte in der Suite des besten Hotels der Stadt. Wie immer hatte er sich eine elektrische Schreibmaschine aufs Zimmer bringen lassen, was in den letzten Jahren zunehmend schwieriger wurde, weil es kaum noch Hotelgäste gab, die nach elektrischen Schreibmaschinen verlangten. Es gab auch kaum noch Reporter, die sich kleideten wie Talese, der nie ohne dreiteiligen Anzug aus dem Haus geht, die Farben von Hemd, Krawatte, Einstecktuch, Strümpfen und Schuhen sind fein aufeinander abgestimmt. Es waren helle Farben, denn es war sehr warm in Sydney. Wir liefen ein bisschen durchs Stadtzentrum und gingen dann in das Hotelrestaurant, das leer war und klimatisiert.

Talese sprach in vertrautem Ton mit dem Chefkellner, man merkte, dass er oft hier saß. Wahrscheinlich jeden Abend, und wahrscheinlich war es

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

immer so leer. Es waren Olympische Spiele in der Stadt, niemand saß in einem Hotelrestaurant. Außer Gay Talese natürlich, ein gut gekleideter älterer Herr, der nicht im Strom schwamm. Talese erzählte mir, dass seine Spielerin verletzt sei und die Chinesinnen wahrscheinlich sowieso aus dem Turnier flögen. Er schien immer noch auf der Suche nach dem Kern der Geschichte zu sein, der Schlussfolgerung, aber er wirkte nicht ungeduldig, nur ein bisschen müde.

Ich fragte ihn, ob er nicht Lust habe, sich morgen mit mir ein paar Wettkämpfe anzusehen.

Am nächsten Tag stand er mit einem beigen Anzug und einem weichen hellen Sommerhut vorm Hotel. Wir nahmen die S-Bahn, weil es schneller ging als mit dem Taxi. Talese wirkte seltsam verloren in der vollen Bahn, als unternehme er ein Experiment. Wir gingen zum Baseballstadion, weil dort Kuba gegen die USA spielte, auch mehr als ein Spiel, eine Schlacht eher. Talese war vor ein paar Jahren mit Mohammed Ali in Kuba gewesen, und hatte einen wunderbaren Text darüber geschrieben, wie der schwerkranke Muhammad Ali dem alten Fidel Castro einen kleinen Zaubertrick beibringt. Ich verstand Baseball nicht. Gay Talese, der ein großer Fan der New York Yankees ist, erklärte mir die Regeln, aber, um ehrlich zu sein, langweilte ich mich. Im Leichtathletikstadion nebenan würde gleich das 100 Meter Sprintfinale der Frauen stattfinden. Ich frage Talese, ob wir nicht lieber da rüber gehen sollten, aber er wollte lieber hier bleiben, beim Baseball. Amerika führte knapp gegen Kuba, die Sonne schien, Talese saß auf einem erstklassigen Platz und lächelte. Er hatte keine Angst, irgendetwas zu verpassen. Das war das letzte Bild, das ich von ihm hatte.

Ich lief ins Olympiastadion. Marion Jones gewann das 100-Rennen mit ziemlichem Vorsprung, inzwischen scheint es so, als sei sie damals gedopt gewesen.

In den folgenden Jahren dachte ich immer mal wieder daran, bei Gay Talese anzurufen, um mich nach der chinesischen Fußballerin Lu Ying zu erkundigen, aber ich schaffte es nicht. Es gab den 11. September, zwei Kriege, Wahlen, Stromausfälle und Naturkatastrophen in Amerika, es war immer viel zu tun, aber der entscheidende Grund war wohl, dass unser Interview nie gedruckt worden war. Aus dem Text über die Grenzlinie zwischen Literatur und Reportage war ein Text über Bestseller geworden, in dem Gay Talese nicht mehr auftauchte. Sie hatten ihn einfach heraus geschnitten. Es war mir ziemlich unangenehm, obwohl Talese es sicher verstanden hätte.

In den zehn Jahren, die er für die New York Times arbeitete, stritt er sich immer wieder mit Redakteuren darüber, was wichtig war und was unwichtig. Er hielt Politiker für uninteressant, weil sie nie sagen konnten, was sie wirklich fühlten. Politikerporträts enthielten seiner Meinung nach

keinen universellen Kern, wenig, was man auch in 20 Jahren noch lesen mochte und verstehen würde. Politiker sind verderblich, sagt Talese. Die Times steckte ihn in die Parlamentsredaktion nach Albany, um ihn zu kurieren. Sie verstanden nicht, dass er sich mehr für Verlierer als für Gewinner interessierte. Sie verstanden nicht, dass es für ihn nicht wichtig war, auf den vorderen Seiten der Zeitung zu erscheinen, ihm war wichtig, dass er genug Platz und Zeit für seine Geschichten bekam. Nach zehn Jahren, mit Mitte 30, verließ er die New York Times. Er hatte immer mehr Probleme die Deadline einzuhalten und kam auch mit dem Platz nicht mehr aus, der ihm zur Verfügung stand. Er verließ die beste Zeitung der Welt, weil er an Grenzen stieß. Es gibt nicht viele Reporter, die so etwas schaffen. Die meisten bleiben in den goldenen Käfigen ihrer Redaktionen sitzen und werden Zyniker, Trinker oder Leitartikler.

Im Oktober 2005 besuchte ich Gay Talese in New York wieder.

Es war ein windiger, kalter Herbsttag auf der Upper East Side, wo er in einem schmalen, hübschen Townhouse an der Ecke zur Park Avenue lebt, in dem man verschwindet wie in einem Traum. Talese führte mich in den Salon, in dem Tische, Stühle, Sofas und verwirrend viele Aschenbecher herumstanden, obwohl weder Talese noch seine Frau rauchen, an den Wänden lehnten hohe Regale, gefüllt mit den Büchern jener Schreiber, die ihn begleiteten. Wolfe, Heller, Capote, Irving, Mailer, Cheever, Carver, Williams, Oates, Miller, Bellow, Roth. Es war ein Geisterhaus. Hier drin hörte man Manhattan nicht mehr. Talese schien in den letzten fünf Jahren nicht gealtert zu sein. Er war jetzt 73, schlank, aufrecht, wach. Der Farbton, um den er seine Garderobe arrangiert hatte, war violett. Selbst die Schuhe glänzten in dunkellila.

Talese hatte sein Buch beendet.

Es handelt von seinen Recherchen der letzten zehn Jahre. Er interviewte den Mann, dem seine Frau ein Stück seines Penis abschnitt. Er reiste nach Alabama zurück, wo er als junger Mann studierte, um den amerikanischen Rassismus zu beschreiben. Er arbeitete in einem Restaurant auf der Upper East Side, um herauszufinden, warum manche Restaurants jahrelang erfolgreich sind, andere aber ständig ihre Besitzer wechseln, und er folgte einer chinesischen Fußballspielerin um die halbe Welt. Eigentlich dachte er, dass sie im Jahr 2003, bei den Weltmeisterschaften in China ihren Fehler wettmachen konnte. Es wäre das große Finale seiner Geschichte über das neue China gewesen, über Emanzipation, Versagen und die ganze Welt, aber dann kam SARS nach Asien und die WM wurde nach Amerika verlegt, seine Spielerin verletzte sich und flog später aus der Auswahlmannschaft. Ihre Karriere versandete wie die meisten Leben.

Aber was ist dann der Kern, die Schlussfolgerung?, fragte ich.

“Es gibt keine Schlussfolgerung”, sagte Talese und lachte. “Es ist das Buch übers Schreiben geworden. Über die Suche nach einem Kern, einem Sinn. Ich habe für meine Bücher und Texte ja zuallererst immer nach

einem Platz gesucht, an dem sie spielen können. Eine Bühne, wenn man so will. Die Bühne für dieses Buch ist nicht das Fußballfeld oder das Restaurant in der Upper East Side. Es ist meine Recherche.”

Er führte mich in sein Studio, das im Souterrain des Townhouses untergebracht ist. Jeden Morgen steigt er da runter und abends wieder hinauf. Kein Fenster gibt es hier, kein Telefon, keine Ablenkung. An den Wänden hat er Textausschnitte auf Styroporplatten gespießt, ausgedruckt in verschiedenen Schrittgrößen und –arten um immer neue, frische Eindrücke von seinen Texten zu bekommen. In Regalen sind Kisten gestapelt, die Talese mit den Materialien seiner Recherchen füllte, die Kartons hat er mit Zeitungsausschnitten, Fotos und Schlagzeilen zur jeweiligen Recherche beklebt, in den Momenten, in denen er nicht Schreiben konnte, aber irgendwie weiter in der Geschichte bleiben wollte. Es gibt große weiße Blätter auf die er die Struktur seiner Reportagen skizzierte, Szenenabfolgen. Der Mann mit dem abgeschnittenen Penis, die Chinesin, Alabama, das Restaurant in der East Side, dazwischen Pfeile, Bemerkungen, Pläne.

Hat er diese Blätter von all seinen Texten?, fragte ich.

Talese riss einen Aktenschrank auf, und entnahm ihm eine Mappe mit der Skizze von “Frank Sinatra ist erkältet”. Ein 40 Jahre alter Artikel. Ein Text, der kürzlich vom “Esquire” als beste Reportage des Jahrhunderts ausgezeichnet wurde. Zwei Blätter mit Szenenanweisungen, die die monatelange Annäherung an den Sänger beschreiben, die erzählen wie Gay Talese immer wieder von Sinatra abgewiesen wurde, wie er Hoffnung schöpfte, nach Brocken schnappte, die ihm hingeworfen wurden, er beschreibt die Entstehung einer Reportage, und er beschreibt die Kunst des Wartens. Man kann mehr daraus lernen als aus den meisten Reportagelehrbüchern.

Talese fuhr mit fliegenden Fingern durch die Aufzeichnungen, Reportagepläne, er öffnete Kisten und schloss sie wieder, er blätterte durch die Kalender der letzten zehn Jahre, jeder Tag ein Feld, in denen er abrechnete, was er tat. Winzige mit Bleistift gekritzelte Wörter zwischen Verzweiflung und Hoffnung.

Im Januar 1999. “Das Buch? Ich kann nicht. Ich habe solche Angst zu versagen.”

Im Juli 1999 “G. T. hat eine Idee. Lu Ying. Das Mädchen, das vorbeischoss.”

29. Mai 2000 “Nan hat die ersten 35 Seiten gelesen und mag sie.”

So geht das weiter, auf und ab, fünf Jahre lang bis zum Jahr 2005.

April 2005 “Ich bin so frustriert. Ich fange früh um 6 Uhr an zu arbeiten, aber bin trotzdem nicht schnell genug. Ich habe solche Angst, dass ich die Deadline nicht schaffe.” In das Feld vom 11. August schreibt er, dass

seine Mutter im Alter von 98 Jahren stirbt und notiert die aktuelle Seitenzahl. 595. Zwei Wochen später ist das Buch fertig.

Ich habe mich oft gefragt, ob man als Reporter wirklich nicht alt werden kann. Es gibt ja verschiedene Theorien darüber, wie lange es geht. Wann man müde wird, wann die Neugier nachlässt, der Hunger, die Ruhelosigkeit, wann die Angst aufhört und die Meinung wächst.

Gay Talese schaute auf. Er hatte den Blick eines Jungen.